

Nr. 165 Bydgoszcz, 22. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

Urheberschutz für (Copyright by)
Verlag Knorr und Hirth, München. 1939.

(Schluß!)

„An eine Hinrichtung ist vor acht Tagen gar nicht zu denken“, versichert der Arzt am nächsten Morgen seiner Patientin, „denn dazu braucht man sehr viel Strom. Aber zu einer Röntgenaufnahme langt es jetzt.“

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen Mittag kommt der Arzt wieder zu Binnie, und es findet folgendes Gespräch statt:

„Sie werden nachher operiert. Die Sache mit der Rippe werden wir bald in Ordnung haben. Aber da ist noch eine andere sonderbare Sache auf der Platte von der Röntgenaufnahme.“

„Was meinen Sie?“

„Wenn Sie wirklich Binnie sind, dann haben Sie ja auch damals als Kind den Schuß abbekommen?“

„Natürlich.“

„Wissen Sie sicher, daß es nur ein Streifschuß war?“

„Peter hat es gesagt; mehr weiß ich nicht.“

„Da hat er sich eben geirrt. Sie scheinen eine Kugel im Körper zu haben. Ich wüßte nicht, was es sonst sein könnte. Aber das Ding sitzt viel tiefer als die Narbe und sehr nahe am Herzen. Dennoch könnte es ... wissen Sie ... Kugeln wandern oft im Körper herum ...“

Binnie kann vor Erregung kein Wort hervorbringen. Sie greift mit einer flehenden Gebärde nach der Hand des Arztes.

Der versteht und sagt: „Die Operation ... ich meine nicht die Rippe, sondern das Herausholen der Kugel, ist aber lebensgefährlich. Das muß ich Ihnen sagen. Und es ist auch nicht sicher, daß es eine Kugel ist.“

„Operieren Sie mich, schnell — gleich —“, drängt Binnie.

„Geduld. Geduld! Wir wollen sichergehen. Nur in Gegenwart eines Polizeikommissars mache ich das. Sonst heißt es nachher ... Ich habe zu offen meine Meinung über den Fall Peter Roland gesagt, wo ich ging und stand. Verstehen Sie mich?“

*

Während sich der Arzt zur Operation bereit macht — Binnie liegt schon in der Narkose — fragt er den Polizeikommissar: „Ist der kleine Damenrevolver, aus dem Sylvia Casilla damals nach Roland geschossen hat, noch vorhanden?“

„Natürlich“, sagt der Beamte. „Er liegt seit zehn Jahren bei dem übrigen Material auf dem Polizeiamt — genau in dem Zustand, wie er war, als er Sylvia abgefordert wurde.“

„Ist es ein sehr übliches Kaliber?“

„Im Gegenteil, ein ganz ungewöhnliches.“

„Also dann los! — Passen Sie aber gut auf, damit Sie nachher entsprechend aussagen können. Nicht, daß Sie etwa wegschauen, weil Ihnen schlecht wird ...“

*

Gegen Abend wird der Gefängnisarzt von dem Polizeikommissar angerufen:

„Tolle Sache, Doktor! Ich kann es selbst noch gar nicht glauben. Die Kugel, die Sie herausoperiert haben, stammt tatsächlich aus dem kleinen Revolver von Sylvia. Der Waffen-Sachverständige sagt, daß es auch nicht den geringsten Zweifel geben kann!“

26.

Anfang März beginnt ein neuer Prozeß gegen Peter.

Vieles ist unterdessen geschehen: Da der Beweis erbracht ist, daß „Binnie“ Binnie ist, hat der Court of Appeal das Urteil des ersten Prozesses aufgehoben, und Peter ist gegen eine Kaution provisorisch aus der Haft entlassen worden.

Binnie ist wieder gesund. Ein Verfahren gegen sie ist niedergeschlagen worden, weil keine vollgültigen Beweise vorhanden waren, daß sie die Absicht gehabt hat, den Gouverneur durch Gewalt zur Aufschiebung der Todesstrafe zu zwingen. Auch für den Verdacht, daß sie mit der Bande in Verbindung gestanden, die das Elektrizitätswerk zerstört hat, sind keinerlei Beweise gefunden worden, um so weniger, als auch nicht einer von den Gangstern erwischt worden ist.

Binnie hat vom Standesamt in San Diego die Bestätigung bekommen, daß sie daselbst als „lebend“ in den Registern geführt wird, und so hat sie den ihr zustehenden amerikanischen Paß erhalten.

Binnie ist als die Besitzerin des von ihr erworbenen Vermögens anerkannt worden. Wenn sie auch auf die Auszahlung des Kapitals noch ein paar Jahre zu warten hat, so hat ihr das Vormundschaftsgericht doch den Verbrauch der Zinsen zugestanden. Außerdem hat man Binnie gestattet, eine größere Summe abzuheben, um Vandegrift seine Spesen für den Mordprozeß zurückzuzahlen. Es sind genau 364 738 Dollar und 60 Cent. (Ein Honorar zu nehmen, hat sich Vandegrift geweigert, denn Peter hat ihm und seiner Tochter ja damals im Flugzeug über der Wüste das Leben gerettet.)

Gegen Sylvia Casilla schwebt ein Verfahren wegen mehrfachen Meineides, wegen Betruges und anderer Verbrechen. —

Der zweite Prozeß gegen Peter dauert nur einen Tag. Er endet mit einem glatten Freispruch, da die Geschworenen in der Entführung kein Kidnapping, sondern eine erfolgreiche Rettungsaktion gesehen und auf „Nicht schuldig“ erkannt haben.

*

Am Abend nach diesem Freispruch findet in der Wohnung von Leon Vandegrift ein kleines Abschiedsessen im engsten Kreise statt, denn Peter will am übernächsten Tage mit seiner Mutter und Vinnie nach Deutschland abreisen. Dort wollen sie ein paar Monate verbringen, ehe sie auf den Rancho Paraiso nach Paraguay zurückkehren.

Es sind im ganzen acht Gedecke aufgelegt und zwar für Peter, Vinnie, Frau Roland, Vandegrift, Jessie, Salvini, den Gefängnisarzt und den Polizeisergeanten Jonny.

Kurz bevor die Gäste kommen, klingelt Jessie nach dem Diener und sagt: „Wir bekommen noch einen Gast mehr. Legen Sie noch ein Gedeck auf!"

„Wer soll denn noch kommen?" fragt Vandegrift verwundert, als der Diener den Raum verlassen hat.

„Tony natürlich. — Was schaust du so verwundert? Mein Verlobter kommt: Antonio Graf Labarray."

„Du bist ja wahnsinnig! Seit wann ist er denn überhaupt hier?"

„Seit mehreren Monaten. Schon acht Tage nach mir ist er hier angekommen. Aber er hatte noch wichtige Geschäfte abzuwickeln. Ehe das nicht alles erledigt war, wollte er sich nicht zeigen. Heute wird aber Verlobung gefeiert — und wenn du dich auf den Kopf stellst!"

Vandegrift starrt seine Tochter mit dem Blick eines Inquisitors an. Und plötzlich sagt er wie in einer Erleuchtung: „Ah! Jetzt weiß ich auch, wer die Elektrizitätszentrale zerstört hat!"

Jessie lacht über das ganze Gesicht: „So? Meinst du, es wäre Tony gewesen? Du hast einen genialen Scharfblick, Vater!" Aber dann fährt sie spöttisch fort: „Natürlich war er es nicht — ebensowenig wie es Vinnie war, die den Boß umgelegt hat."

„Das heißt also: dein Tony war es d o c h?"

„Das habe ich nicht gesagt. Aber w e n n er es gewesen wäre, könntest du dich darauf verlassen, daß ihn keiner von den Beteiligten ... von seinen Bekannten, verraten würde. Und w e n n er es gewesen wäre, so wäre das sein l e t z t e r Streich gewesen. Und w e n n er es gewesen wäre, dann hätte e r, er allein, Peter das Leben gerettet! — Wie er auch im südamerikanischen Urwald Vinnie und mir das Leben gerettet hat! — Denn der Boß wollte uns umbringen, wie du weißt. Und du kannst dich darauf verlassen, daß er ein grundanständiger Kerl ist, denn er ist nicht vorbestraft und man kann ihm nichts nachweisen. Und außerdem hat er mir fest versprochen, daß er sich tadellos führen wird, wenn ich erst Gräfin Labarray bin — vorausgesetzt, daß er immer genug zu essen und gute Zigaretten hat — und dafür werde ich schon ... ich wollte sagen: wirst d u schon sorgen. — Paß auf, er wird dir ausgezeichnet gefallen."

Vandegrift hat keine Gelegenheit mehr, weitere Proteste anzubringen, denn der eintretende Diener meldet:

„Graf Labarray!"

*

Es ist Peter bisher geglückt, die geplante Abreise vor der Öffentlichkeit geheimzuhalten. Unter Anwendung aller Tricks und Kniffe ist er sogar mit seiner Mutter und mit Vinnie unbelästigt an Bord gekommen.

Dann hat er sich mit Vinnie in einen scheinbar sicheren Winkel zurückgezogen: in die Ecke einer abgelegenen Laube des obersten Promenadendeckes.

Regungslos sitzen sie, Hand in Hand. Bald schauen sie einander in die Augen, bald werfen sie flüchtige ungeduldige Blicke nach dem Bollwerk hinüber, auf dem es von Menschen wimmelt. Gesprochen wird kein Wort. Was sie erlebt haben und noch erleben und was sie empfinden, das ist zu mächtig, um es in Worte fassen zu können.

Der Einsame.

Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil keiner da, der ihm was tut.
Ihn stört in seinem Lustrevier
Kein Tier, kein Mensch und kein Klavier,
Und niemand gibt ihm weise Lehren,
Die gut gemeint und bös zu hören.

Der Welt entronnen, geht er still
In Filzpantoffeln, wann er will.
Sogar im Schlafrock wandelt er
Bequem den ganzen Tag umher.
Er kennt kein weibliches Verbot,
Drum raucht und dampft er wie ein Schlot.

Geschützt vor fremden Späherblicken,
Kann er sich selbst die Hose flicken.
Liebt er Musik, so darf er flöten,
Um angenehm die Zeit zu töten,
Und laut und kräftig darf er prusten
Und ohne Rücksicht darf er husten.

Und allgemach vergißt man seiner.
Nur allerhöchstens fragt mal einer:
Was, lebt er noch? Ei schwerenot,
Ich dachte längst, er wäre tot!
Kurz, abgesehn vom Steuerzahlen,
Läßt sich das Glück nicht schöner malen.
Worauf denn auch der Satz beruht:
Wer einsam ist, der hat es gut.

Wilhelm Busch.

Aber plötzlich ist es mit dem süßen Frieden in der Schiffslaube zu Ende. Weiß der Teufel, wie es nun doch herausgekommen ist, daß Peter und Vinnie und Frau Roland an Bord gegangen sind ... mit einemmal steht ein Newyorker Reporter vor dem Paar. Und ehe Peter noch ein Wort herausbringen kann, ist ein zweiter da und im nächsten Augenblick eine ganze Schar. Und alle haben Notizbuch und Bleistift gezückt, und nun prasseln die Fragen auf Peter und Vinnie herab:

„Was für Gefühle haben Sie beim Verlassen Amerikas?" — „Haben Sie nicht die geringste Ahnung, wer das Attentat auf das Elektrizitätswerk verübt hat?" — „Werden Sie beide wieder zum Film gehen? Haben Sie schon Angebote?" — „Lieben Sie einander?" — „Werden Sie sich heiraten?"

Peter bittet mit einer Handbewegung um Schweigen. Aller Augen hängen an seinen Lippen.

„Meine Herren", sagt Peter, „diesmal k a n n ich alle Ihre Fragen auf einmal beantworten: — D a s a l l e s g e h t S i e e i n e n D r e c k a n! — Und das ist mein letztes Wort."

— Ende. —

Der Hexer von Madagaskar.

Kleine Geschichte von Friedrich Schnack.

In dem Ort Amphanihy, einem Eingeborenendorf mit Europäerbungalows im Süden von Madagaskar, kannten mich alle weißen und schwarzen Leute. Die Schwarzen hatten mir den Namen „Vahazabiby" — Vasabib gesprochen — gegeben, und das heißt: der Mann, der kleine Tiere fängt. Meine kleinen Tiere waren Schmetterlinge, Käfer, Chamäleone, Warane und Vögel, brave Lebewesen. Auf meinen Jagden und Ausflügen verlor ich mich oft meilenweit von meiner Unterkunft entfernt in der unendlich großen Steppe. Auf ihren Buschpfaden und in ihren Grasdörfern

aber war ich nicht so gut bekannt, und am wenigsten bei jenen Leuten, die aus großer Entfernung herkamen, um in Amphanihy auf den Markt zu gehen oder Freunde und Verwandte aufzusuchen. Wiederholt fiel mir da auf, daß die Eingeborenen vor mir flüchteten. Ich brauchte bloß in der Ferne aufzutauchen, als sie auch schon Fersengeld gaben. Niemals aber taten sie es, wenn sich in meiner Gesellschaft ein Eingeborener befand. Ich hielt die Leute aus der Wildnis für überaus scheu, kümmerte mich nicht weiter um ihr Verhalten und ließ sie laufen, wohin sie mochten.

Eines Tages kam ein Geograph der Regierung in die Gegend, mit der Absicht, einige Flußläufe zu kartographieren. Ihn lernte ich noch am Abend kennen. Er wußte viel von den Eigentümlichkeiten des Landes, den Sitten, Gebräuchen und Vorstellungen der Eingeborenenstämme zu erzählen. Ich brachte die Rede auf meine Wahrnehmung. Das Benehmen der Eingeborenen sei mir unerklärlich und käme mir wie spaßhaft vor.

„Es ist weder das eine, noch das andere", sagte der Geograph. „Die Leute halten Sie für einen Pangafalu, einen Hexer."

„Was hab ich denn an mir, daß sie auf eine solche Meinung verfallen?"

„Ein Pangafalu ist ein Europäer, der als Einzelgänger, mit allerlei Sachen bepackt, wie Sie mit Ihrem Rucksack, das Land durchstreift — um Herzen einzusammeln", erklärte der Geograph.

„Herzen?"

„Der Hexer macht, nach dem Aberglauben der Leute, Medizin aus den Herzen, Kraftbrühe, Zauberpulver. Und das für die Eingeborenen Furchtbare an ihm ist, daß er aus großer Entfernung Menschen zu töten vermag, die er dann ihrer Herzen beraubt."

„Einen netten Ruhm hab' ich mir da erworben", meinte ich, unangenehm berührt von dieser Eröffnung. „Und da soll mir künftig wohl dabei sein?"

„Furcht ist überflüssig", erwiderte der Geograph. „Im Gegenteil, es kann Ihnen nur angenehm sein, daß die abergläubische Furcht der Eingeborenen Sie gleichsam beschützt — ein Pangafalu ist unangreifbar, kann er doch jeden aus der Entfernung vernichten. Auch ich bin ein Hexer", setzte er lachend hinzu, „und schon an die dreißig Jahre. Solange lebe ich nämlich in Madagaskar. Nie ist mir etwas durch die Eingeborenen widerfahren. Ich bin weit bekannt mit dieser mir angehängten Eigenschaft, im Süden bei den Mahafaly ebensogut, wie im Norden bei den Sakalaven, die mich Maintymolale nennen, weil ich durch den langen Tropenaufenthalt so schwarz im Gesicht geworden bin wie die über dem Herd in den Hütten verrußten Spinnweben. Eines Abends", erzählte er weiter, „ich lebte damals, vor dem Krieg in Tananarivo auf dem Hochland, wurde mir für meine „Hexenarbeit" eine schauerliche Ware zum Kauf angeboten. Ein Eingeborener hatte sich heimlich zu mir geschlichen, mit einem schweren, zugenähten Bastkorb. Ohne ein Wort zu sagen, legte er ihn auf den Fußboden; er getraute sich nicht, wie es den Anschein hatte, sein Anliegen vorzubringen. Es war wohl die Furcht, die ihm den Mund verschloß. Ich war doch ein Hexer. — „Was bringst du da?" fragte ich ihn. „Vahaza", sagte er stammelnd, „du bist ein berühmter Pangafalu, und ich weiß, daß du Herzen sammelst" . . . und ehe ich noch ein Wort entgegnet hatte, schnitt er den Bastfaden durch und öffnete den Korb. In Blättern eingewickelt hielt er mir vier menschliche Herzen hin. Sie waren noch ganz frisch. Fünf Franken bloß wollte er dafür haben. Pfui Kuckuck, ich grauste mich. Damals war ich noch nicht so erfahren und abgekühlt wie heute. Ich habe den Kerl mit seinen blutigen Herzen zum Teufel gejagt..." So der Hexer-Geograph.

Daß die Hexer-Legende über mich sogar bis in die einsamsten Winkel der Steppe vorgedrungen war, merkte ich, als ich einige Tage später den Geographen, der eine Vermessung vorzunehmen hatte, ein Stück nordwärts begleitete und allein den Rückweg nahm. Ich ging zum Flüßlein Fanafa, einem Nebenfluß des größeren Steppenlaufs Sakatovo, um hier ein paar Aufnahmen zu machen. Am gegenüberliegenden Ufer gewahrte ich einen Mann, der gemeinsam mit seiner Frau sein Maniokfeld bearbeitete. Der Mann hackte die Erde auf, er häufelte, und die Frau schnitt Stengel ab. Auf einer Felsenplatte stellte ich das Stativ auf. Der Mann hörte, wie die Mechanik des Stativs einschnappte, wandte sich blitzschnell nach der Ursache des ihm unbekannten Geräusches und starrte mit erschrockenen Augen auf mich. Dann rief er seiner Frau das Wort „Pangafalu!" zu, und nun rannten sie beide, Messer und Hacke liegen lassend, so schnell sie nur konnten, davon, als rissen sie vor einem Steuereinnehmer aus.

„Bleibt doch, ihr Narren!" rief ich ihnen zu.

Sie aber, die den „Hexer" so unvermutet vor sich gesehen hatten, fegten durch die Büsche und brachten ihre Herzen in Sicherheit.

Wildpflanzen am Wege.

Von Friedrich Schnack.

Der Feldweg wandert von Dorf zu Dorf in die Einsamkeit des Landes, und die Pflanzen, seine geduldigen Begleiterinnen, wandern mit. Und wenn der Wanderer über die Schwelle des stillen Hauses tritt, so bleiben die Wegblumen vor der Schwelle stehen und sehen mit blauen und goldenen Augen ihm nach. Die Pflanze wandert nicht in der Art des Tieres, sie verharrt an ihrem Ort — aber durch Wurzelausläufer, Tochterpflanzen und Samenverbreitung nimmt sie an der großen Unruhe und Bewegung teil, der alles Leben unterworfen ist. Das Gras zieht in langen Streifen weglängs, die Kräuter scharen sich zu Zügen und Kolonnen am Wegrain, und die Feldblumen lassen ihre Blätter wie Fahnen wehen und recken ihre Blumen empor, wie ein grünes Heer seine Feldzeichen. Ihr abenteuerliches Ziel ist die Ferne, wo Erde und Himmel sie berühren. Mit Farben und Düften wollen sie einziehen in den glänzenden Saal der Luft unter den Wolken.

Wohin du gehst, der Wegerich geht mit. Er ist der wahre Bewohner der Pfade. Füße und Hufe treten auf seine Blattrosette, Räder und Karren rollen über ihn hinweg. Es scheint, als ob die Pflanze getreten werden wolle. Von der Wucht des Schrittes und dem Druck der Räder richtet sie sich wie keine andere schnell wieder auf. Sie folgt den Schritten des Wanderers und den Tritten der Haustiere. Ihr Samenkorn klebt sich an Sohle und Huf an. Als einst die Weißen in den Westen der Neuen Welt einwanderten, begleitete sie der Wegerich, der dort unbekannt war. Der Indianer nannte ihn „Fußstapfe des weißen Mannes". Er ist der Herr der Wege, die er unverdrossen besiedelt. Mit den über ihn hingleitenden Füßen kommt er beständig in Berührung. Sohlenkraut ist ein anderer Name für ihn. Das Blatt bietet sich den Sohlen an. Wunde Füße, damit behandelt, werden vor Entzündungen bewahrt.

Gewöhnliches hält sich am Wege, und doch ist vieles davon reich an Schönheit und Kraft. Schon frühzeitig im Frühling leuchtet die Blüte des Löwenzahns, dessen Blatt wie vom Gebiß des Löwen ausgezackt ist. Gewöhnlich wie der Pfennig im Geldbeutel ist die Blume und doch gülden gleich dem Dukaten des Märchens. Als noch die Postkutschen überall auf den Landstraßen rollten, das Posthorn fröhlich geblasen wurde und die Hausfarbe der deutschen Post gelb war, sagten die Landleute, im Frühjahr müsse das Feld gelb wie ein Postkittel aussehen, dann gebe es ein gutes Jahr! Aus der im Gras büschelig wachsenden, auf kahlem Boden tellerartig ausgebreiteten Blattrosette, die auch im Winter grünt und treibt, erhebt sich die glatte, luftgefüllte Röhre des blumengekrönten Schaftes. Die Blüte ist sonnenhaft, abends schließt sie sich. Nektarsüß schmeckt ihr feiner Duft, bitter aber ihr Milchsaft. Als Arznei gehört der Löwenzahn zu den Wohltätern der Menschen. Wer in die lockere Samenkugel bläst, in die Löwenzahnlampe, erfährt, wie der Volksmund sagt, die Zeit: die Zahl der stehengebliebeen Schirmchen deutet die Tagesstunde an. Manchmal mag das stimmen. Der Löwenzahn ist Deutschlands häufigste Kirschenblüte, und kein deutscher Frühling ohne seine Geldstücke.

Die blühenden Scharen der echten Kamille, die oft den Wegrand besetzen, die Felder überziehen und im Getreide erschimmern, sieht die Sage als verwunschene Soldaten an. Ein Heer, zurückflutend von einer Schlacht, wurde in den Feldern verzaubert. Die in Blumen verwandelten Soldaten tragen gelbe Kriegshüte mit weißem, herabgezogenem Rand. Aus einem fernen Land sollen sie heimgekommen sein, gewürzhafter Duft hängt ihnen an. Ist es ein Duft des Morgenlandes? Auch den alten Pflanzenfreunden ist

er aufgefallen, und die Griechen haben der Kamille den Namen Chamaemelon gegeben, das heißt kleines Äpfelchen. Das Kraut hat auch wirklich einen Apfel- oder Fruchtgeruch. Daß es ein altes Heilmittel ist und entzündungswidrige Eigenschaften hat, weiß jeder und ist auch niemals aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden.

Der Weg ist ausgetrocknet, wer auf ihm dahinwandert, während die Sonne vom Himmel feuert, wird durstig. Die Wegpflanzen aber lieben den Durst. Auf der trockenen Krume und in der Hitze entwickeln sich ihre Kräfte am besten. Meist sind es heilsame Bitterstoffe und ätherische, leicht flüchtige Öle, die balsamisch duften. So ist es mit der Schafgarbe, die fein gekerbte Blätter hat und einen doldenähnlichen Blütenstand. Diese Trockenpflanze ist von besonders zäher Natur, von geringem Feuchtigkeitsbedürfnis und sparsamem Wasserverbrauch. Die Pflanze ist ein Helfer und, wie auch alle anderen Trockenpflanzen, ein Heiler am Wege.

Wenn der Abend hereinbricht, die Wege gemessen sind und die Sonne untergeht, dann hat längst die blaublühende Wegwarte ihre schönen Blumenaugen geschlossen. In Schlesien erzählen sich die Landleute eine schöne Legende von dieser Pflanze. Sie ist ein verwunschenes Wesen, das auf seine Erlösung wartet, ein schönes, blauäugiges Mädchen. Sie erwartet am Weg ihren Bräutigam, der in die Ferne zog und heimzukehren versprach. Da steht sie nun am Wegsaum und späht mit ihren strahlend blauen Blumenaugen in die Weite — aber der Erwartete kehrt nicht wieder. Wenigstens nicht in diesem Jahr, darf man der Erzählung hinzufügen.

In der kleinen Geschichte verbirgt sich ein Sonnenmythos. Der Bräutigam ist die Sonne, die von Erde und Pflanzenwelt scheidet. Noch ist es hell und warm, wenn die Wegwarte blüht, aber die Höhe des Jahres ist überschritten. Das Pflanzenreich beginnt zu verblühen, es ist nicht mehr die Fülle des wachsenden, sondern die Glut des abnehmenden Jahres, das an den Wegen aufleuchtet. Die Rübe der Wegwarte wird kultiviert und ist als Cichorie, ein bekömmlicher Kaffee-Ersatz, bekannt, zumal sie magen- und leberstärkende Heilwerte besitzt. Als Napoleon über den Kontinent die Sperre verhängte, um die Engländer an ihrer empfindlichsten Stelle, dem Handel, zu treffen, waren die Länder auf ihre eigenen Rohstoffe angewiesen. Damals bürgerte sich die Cichorie als Genußmittel bald ein und blieb bis zum heutigen Tage ein schätzenswertes Erzeugnis.

So weit sich der Weg in die Gemarkung hinzieht, wandern die Wegwarten. Nun haben sich die blauen Radblumen eingerollt und bedecken mit ihren Zungen die dunkelblauen Staubgefäße. Auf ihrer Blumenuhr ist es spät geworden und Zeit zum Schlafen.



Meistgelesene Bücher in Amerika.

Das Institute of public opinion in Newyork hat durch eine Umfrage den Geschmack des amerikanischen Lesepublikums auch in den Kreisen untersucht, die Bücher nicht zu kaufen, sondern nur zu lesen pflegen. Die vier meistgelesenen Bücher in Amerika sind die Bibel, Margaret Mitchell: „Vom Winde verweht", Allen: „Antonio Adversa" und Cronin: „Die Zitadelle". Unter den 16 nächstbeliebten Büchern finden sich immer nach Wallace: „Ben Hur", Viktor Hugo: „Les miserables", Marc Twain: „Tom Sawyer", Dumas: „Graf von Monte Christo", Defoe: „Robinson", Scott: „Ivenhoe" und Dickens: „David Copperfield". Das Institut glaubt aus seiner Liste den Einfluß des Films auf den Lesegeschmack feststellen zu können; dagegen spricht, daß die drei meistgelesenen Romane von Mitchell, Allen und Cronin auch in Deutschland eine sehr große Rolle spielen, wo die Verfilmung oder Verfilmungsabsicht keine Wirkung getan haben kann.

*

Geheimnisse der Vogelbrut.

Der Schweizer Ornithologe Dr. H. Noll hat jahrelang eingehende Betrachtungen darüber angestellt, wie lange das Brutgeschäft der einzelnen Vogelarten dauert. Er stellte dabei den Grundsatz auf, daß unter Brutzeit der Zeitraum vom Beginn des Brütens bis zum Selbständigwerden der Jungen zu verstehen sei. Es ist erstaunlich, welche Gesetzmäßigkeit in dieser Hinsicht im Reich der gefiederten Lebewesen herrscht. Im allgemeinen schwankt die Brutzeit der Vögel zwischen $1^1/_2$ und 3 Monaten, bleibt aber für die einzelnen Vogelarten stets konstant. Von den beobachteten Vögeln benötigte der Haubentaucher am längsten zum Brutgeschäft, nämlich volle 100 Tage. Es folgen das Wasserhuhn und der Mäusebussard mit 85 Tagen, die Kolbenente und Stockente mit 80 Tagen, der Mauersegler mit 70 Tagen, die Lachmöve und die Kibitze mit 56 Tagen, die Blaumeise und Kohlmeise mit 52 Tagen, der Buchfink, Grünfink und Zwergreiher mit 50 Tagen, der Star, die Rauchschwalbe und die Flußseeschwalbe mit 48 Tagen, während Amsel und Drosselrohrsänger den „Schnelligkeitsrekord" halten, da ihre Brutzeit bereits nach 45 Tagen zuende ist.

Die eingedrückte Nase.

Die ungarische Schauspielerin Barbara Bory, die seit einiger Zeit in London auftritt, hatte vor kurzem großes Pech. Sie befand sich auf dem Wege zum Theater. Sie hatte es eilig und nahm eine Taxe. In voller Fahrt jagte der Wagen mit ihr durch die Straßen. Plötzlich ein Krach . . .

Als Barbara wieder aufwachte, befand sie sich in einem Krankenhaus. Sie war verzweifelt. Erstens war ihr der Auftritt in dem Stück „Paprika" verloren gegangen. Und zum zweiten hatte sie eine zerbrochene Nase. Das war das Schlimmste. Sie befürchtete, daß ihre ganze Schauspielerlaufbahn gefährdet war. Aber der Arzt tröstete sie, die Nase ließe sich wieder „einrenken".

Jetzt ist Barbara wieder wohlauf. Sie preist sich glücklich: denn erstens kann niemand ihrer Nase mehr ansehen, daß sie einmal gebrochen war und zweitens bekam sie noch eine schöne Summe Schmerzensgeld. Von der Taxigesellschaft, die für den unsicheren Fahrer aufkommen mußte.



Der alte Schlanberger.



Hör bloß mit diesem verstellten Schlaf auf, diejenige, an die du deinen Kopf gelehnt hast, ist an der vorigen Haltestelle ausgestiegen!"

Zaklad graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania:
Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arnold Ströse.
Zarządzający zakladem graficznym:
Hermann Dittmann, Bydgoszcz.